Erscheint wöchentlich.

Abonnementspreis für Nichtmitglieder 75 Pf. pro Quartal exkl. Bestellgeld. Man abonnirt bei allen Zeitungsspeditionen und Postanstalten, sowie in der Expedition.

Buchbinder-Zeitung.

Redaktion und Expedition: A. Dietrich, Stuttgart, Heusteigstraße 30.

Inserate pro 4spaltige Petitzeile 20 Pf., für Verbandsangehörige 10 Pf. Privatanzeigen ist der Betrag in Briefmarken beizufügen, andernfalls der Abdruck unterbleibt.

Organ des Verbandes der in Buchbindereien, der Papier- und Ledergalanteriewaaren-Industrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands.

Nr. 10. Stuttgart, Sonnabend den 10. März 1894. 10. Jahrgang.

Bekanntmachung des Verbandsvorstandes.

Das Mitgliedsbuch **Nr. 1014,** ausgestellt zu Hamburg am 14./10. 93, ist dem Mitglied Richard Kutscher in Hamburg gestohlen worden. Sollte das Buch irgendwo vorgezeigt werden, so ist dasselbe anzuhalten, damit nicht Mißbrauch damit getrieben werden kann.

Der Verbandsvorstand.
J. A.: R. Dietrich.

Stücklohn oder Zeitlohn.

Der Zentralrath der Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine hat ein Preisausschreiben erlassen über die Frage: „Welche Art der Lohnzahlung, Stücklohn oder Zeitlohn, ist am vortheilhaftesten für die Arbeiter?" Es kommen dafür folgende Bestimmungen in Betracht:

„Berechtigt zur Theilnahme am Wettbewerb ist jede Person, welche einem dem Verbande angeschlossenen Gewerk- bezw. selbständigen Ortsverein am 1. Januar 1894 mindestens ein Jahr angehört hat. Der Anwalt, die Verbandsbeamten und die Mitglieder des Zentralraths sollen sich an dem Wettbewerb nicht betheiligen. Zulässig sind nur Originalarbeiten. Uebersetzungen, sowie freie Bearbeitung fremder Stoffe und schon irgendwo veröffentlichte Aufsätze sind ausgeschlossen. Die Manuskripte sind bis zum 15. April dieses Jahres an das Verbandsbureau in geschlossenem, mit einem Motto versehenen Kouvert einzusenden. Das Preisgericht besteht aus einer noch zu wählenden Kommission mit dem Anwalt an der Spitze. Die Preise betragen 50, 40 und 30 Mark, je nach der Zahl der in der Kommission für die Arbeit abgegebenen Stimmen."

Uns will es scheinen, als sei die Behandlung dieser Frage in Form eines „Preisausschreibens" gerade nicht glücklich gewählt. Die Frage selbst, ob die Bezahlung des Arbeiters seitens des Unternehmers in der einen oder anderen Weise erfolgt, ist ja für die organisirte Arbeiterschaft von jeher sehr wichtig gewesen. Die Diskussion darüber ist auch in Deutschland seit dem Entstehen der gewerkschaftlichen Organisation eine recht lebhafte. Wenn die Frage so gestellt wird, wie es in dem Preisausschreiben geschieht, dürfte nach unserem Ermessen ihre Zulässigkeit angezweifelt werden. Denn darüber, ob der Stücklohn vor dem Zeitlohn oder umgekehrt im Interesse des Arbeiters den Vorzug verdient, sind längst maßgebende und abschließende Urtheile gefällt worden. Allerdings nicht in den Reihen der Gewerkvereinler. Die leitenden Personen in diesen Kreisen haben nicht selten die Akkordarbeit unter prinzipiellen Gesichtspunkten vertheidigt, indem sie von der durchaus falschen Voraussetzung ausgingen: die Akkordarbeit verbürge dem Arbeiter ein größeres Maß von Selbständigkeit gegenüber dem Unternehmer, mache ihn gewissermaßen selbst zum Unternehmer. Wir haben Gewerkvereinsmitglieder kennen gelernt, welche diesen unklugen Standpunkt mit wahrem Fanatismus vertheidigten. Und oft genug hat das Organ der Gewerkvereine über das Bestreben der sozialdemokratischen Arbeiter-Koalitionen, die Akkordarbeit zu beseitigen, abfällig geurtheilt. Wenn jetzt der Zentralrath der Gewerkvereine die Frage zur Diskussion stellt, so glauben wir darin den Beweis der Erschütterung jener Ansichten sehen zu dürfen. Von der Betheiligung an dem Preisausschreiben erwarten wir das Vorbringen neuer Gesichtspunkte nicht. Ungleich wichtiger ist die Veranstaltung von Enqueten auf Grund gut ausgearbeiteter Fragebogen zwecks Feststellung des Umfanges der beiden Lohnarten und ihres Verhältnisses zu einander. Solche Enqueten sind ja bekanntlich von sozialdemokratischen Arbeiter-Koalitionen schon öfter vorgenommen worden.

Welche Art der Lohnzahlung, Stücklohn oder Zeitlohn, am vortheilhaftesten für die Arbeiter ist, darüber kann es füglich vernünftigerweise gar keinen Streit mehr geben. Die wirthschaftlich aufgeklärten Arbeiter wissen längst, welche Bewandtniß es mit diesen Lohnformen hat. Sie haben sehr schwerwiegende Gründe, die so häufig zu hörende Behauptung: die Akkordarbeit sei der „gerechteste Fleißmesser" und ein „wahrer Segen" für die Arbeiter, mit aller Entschiedenheit zurückzuweisen.

Wir haben im Laufe der Jahre die Frage ja so oft in eingehendster Weise erörtert, und offen müssen wir bekennen, daß es auch uns schwerlich möglich sein dürfte, neue Gesichtspunkte zu entwickeln; auch wir können oft Gesagtes nur wiederholen bezw. zusammenfassen. Immerhin ist es nützlich, wenn das von Zeit zu Zeit geschieht, zumal es ja immerfort gilt, auch die zur Bewegung neu hinzutretenden Arbeiter aufzuklären.

Allerdings, die Akkordarbeit ist ein Fleißmesser, aber in der Regel kein gerechter; der Fleiß, die Anstrengungen des Arbeiters werden „gemessen", ja wohl, — aber nicht im Interesse des Arbeiters. Um diese Thatsache genau zu erkennen, ist erforderlich, sich klar zu machen, was der Arbeitslohn überhaupt ist.

Der Arbeitslohn ist nichts Anderes, als eine bloße Erscheinungsform, eine grundverkehrte Benennung derjenigen Entschädigung, welche für den Preis der Arbeitskraft vom Unternehmer, bezw. Käufer der Arbeitskraft an deren Verkäufer, den Arbeiter, bezahlt wird. Der Arbeiter ist aber nur dann im Stande, vom Preise seiner Arbeitskraft zu leben, wenn er in ein bestimmtes Arbeitsverhältniß zu einem Unternehmer im Besonderen und zum Kapitalismus im Allgemeinen tritt, zu jener wirthschaftlichen Macht, welche im Besitze der Produktionsmittel ist.

Schon Rodbertus hat im Jahre 1842 in seiner meisterhaften Untersuchung der staatswirthschaftlichen Zustände die große Wahrheit enthüllt, daß der Arbeitslohn genau genommen gar nicht aus einem schon beim Beginne der Arbeit vorhandenen Vorrath von Unterhaltungsmitteln gezahlt wird, daß er vielmehr Antheil am Produkt, also selbst Produkt der Periode ist, für welche gelohnt wird. Die Arbeiter werden nicht aus dem Kapital, sondern aus dem eigenen Produkt, oder, wenn dieses nicht selbst in Unterhaltungsmitteln besteht, infolge der Theilung der Arbeit und des Tausches, doch aus Unterhaltungsmitteln gelohnt, die Produkt derselben Periode sind, für welche sie ihren Lohn empfangen. — „Man muß sich vor Allem den ununterbrochenen rastlosen Fleiß gleichzeitiger Güterproduktion in Theilung der Arbeit klar machen, um eine richtige Einsicht in das Verhältniß des Arbeitslohnes zu gewinnen."

Nie wird der Arbeiter vor der Arbeit gelohnt, sondern nachdem er sie verrichtet, oder ein Produkt geliefert hat, mag dieses auch in Bezug auf den vorliegenden Betrieb noch nicht ganz fertig sein. „Entweder geht der Betrieb seiner Natur nach so rasch, daß, wenn die Lohnzeit kommt, der Unternehmer schon aus dem Erlös des Produkts den Arbeiter befriedigt, oder — was häufiger geschieht — die Lohnzeit kommt früher, als das Produkt ganz fertig und umgesetzt ist. In dem ersten Falle bedarf der Unternehmer in seinem Unternehmungsfonds nichts zur Löhnung, er bedarf ihn nur in der das nöthige Material und die Werkzeuge repräsentirenden Größe. Im zweiten Falle bedarf er ihn um so viel größer, als dazu gehört, um den Arbeiter zu lohnen. Allein dennoch wird, so wenig in diesem wie in jenem Falle, der Arbeiter aus einem Gütervorrath gelohnt, der beim Beginn der Produktion schon vorhanden wäre und sich deshalb zu dem Betriebe, für den er gelohnt wird, wie Material und Werkzeuge verhielte, sondern aus dem Produkt." Der zur Lohnzahlung erforderliche Geldfonds ist lediglich ein Fonds von Anweisungen, die dem Arbeiter für das schon geleistete, wenn auch nicht ganz fertige oder in Geld umgesetzte Arbeitsresultat als Lohn eingehändigt werden und die dieser gegen Produkte derselben Zeit, für welche er gelohnt wird, realisirt; er erhält sie nur, weil er das Produkt schon geliefert hat; er erhält sie auch lediglich als Anweisung auf Lebensmittel.

Nur im Widerspruch mit dem wirklichen Verlauf der Sache kann man den Arbeitslohn zum Kapital gehörig betrachten. Vom Werth des eigenen Produkts erhält der Arbeiter einen Theil als „Lohn". Heute bekommt er, auch wenn seine Arbeit noch so produktiv ist, nicht das Produkt seiner Arbeit; er muß sich für die Arbeit eines Tages mit weniger Arbeitsprodukt begnügen, als ein Tag werth ist, wenn er nicht verhungern will.

Dieser wirkliche Sachverhalt, diese wahre Natur des Arbeitslohnes, wird durch seine Form beständig verhüllt. Nehmen wir an, der Arbeiter muß täglich 11 Stunden arbeiten, erstens 7 Stunden, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, d. h. den ihm vom Unternehmer zu zahlenden Tageswerth seiner Arbeit im Betrage von z. B. 4 Mark zu schaffen; zweitens 4 Stunden, um dem Unternehmer einen Mehrwerth von vielleicht 2 Mark zu liefern. Wird nun der Tageswerth seiner Arbeitskraft als Preis seiner Tagesarbeit ausgedrückt, so stellen 4 Mark den Arbeitslohn für elfstündige Arbeit vor, und zwar einen dem Werth dieser Menge Arbeit genau entsprechenden Arbeitslohn. Dem Anschein nach hat der Arbeiter keine Minute umsonst gearbeitet.

So erscheint bei oberflächlicher Betrachtung jede Spur des Abhängigkeitsverhältnisses ausgelöscht.

Noch mehr als beim Zeitlohn ist dies beim Akkordlohn der Fall. Hier scheint die Arbeit nicht nach ihrem Tageswerth, sondern im Verhältniß zu dem von ihr gelieferten Produkt bezahlt zu werden. Und doch ist der Akkordlohn nur die verwandelte Form des Zeitlohns, obwohl es den Anschein hat, als ob dabei der Preis der Arbeit durch die Menge des gelieferten Produkts bestimmt werde. Bei Feststellung des Akkordlohnes fragt es sich immer um Folgendes: Wie lange währt der übliche Arbeitstag und wie viel produzirt ein Arbeiter von durchschnittlichem Fleiß und Geschick in dieser Zeit? Wie hoch ist unter diesen Umständen der tägliche Arbeitslohn? Stellt sich da z. B. heraus, daß ein Arbeiter, der einen Taglohn von 3 Mark erhält, in einer elfstündigen Arbeitszeit eine bestimmte Menge produzirt, so wird der Akkordlohn für dieselbe Menge in der Regel erheblich weniger betragen, so daß ein Mehrverdienst für den Arbeiter nur dann entstehen kann, wenn er intensiver bezw. länger und anhaltender arbeitet, wie im Taglohn. Die Unternehmer motiviren die Akkordarbeit ja ausdrücklich damit, daß sie die beste Kontrolle für die Arbeitsleistung biete bezw. den Arbeiter zur Leistung zwinge. Aber gerade hier tritt ja die Tendenz des Akkordverhältnisses sehr deutlich zu Tage; sie ist lediglich auf Mehrleistung gerichtet, aber nicht etwa deshalb, weil es an Arbeitskräften, dem Produktionsbedürfniß zu genügen, mangelt, sondern weil man den Preis der Arbeit vermindern will. Dieser Prozeß vollzieht sich in recht einfacher Weise. Der Akkordlohn bemißt sich, wie gesagt, ursprünglich nach dem üblichen Taglohn. Ist durch den Akkordlohn eine Mehrleistung des Arbeiters erzielt worden, so dient er nun seinerseits wieder dazu, den Taglohn niederzudrücken. Der verminderte Taglohn aber wird dann stets aufs Neue als Norm für den Akkordlohn benutzt und so fort. Es findet eine beständige Wechselwirkung zwischen Zeit- und Akkordlohn statt, die dem Arbeiter niemals vortheilhaft sein kann.

Die Tendenz der modernen Produktionsweise, den Preis der Arbeitskraft möglichst zu verringern, verleugnet sich in keiner Lohnform. Am bedenklichsten aber erscheint sie in der Form des Akkordlohnes, der an und für sich schon an die Arbeitskraft in der Regel übermäßige Anforderungen stellt und die Arbeiter verleitet, in Rücksicht auf einen Mehrverdienst über den üblichen Taglohn, jene Anforderungen noch zu überschreiten, ja oft in rücksichtslosester Weise sich aufzureiben. Das Wort „Akkordarbeit ist Mordarbeit", das den Arbeitern so geläufig ist, sagt in knapper, derber Weise eine traurige Wahrheit, die von allen ernsthaften Volkswirthschaftlern und Sozialpolitikern anerkannt ist. Unter Anderem hat Karl Marx in seinem „Kapital" die überzeugendsten Beweise dafür erbracht, daß die Akkordarbeit den Arbeitern nicht zum Segen gereicht.

Ist mit Hilfe des Akkordarbeitssystems die möglichste Entwerthung der Arbeitskraft bewirkt worden, so haben die Unternehmer an der Aufrechterhaltung desselben kein Interesse mehr. Sie wissen dann, was ein Arbeiter unter äußerster Anspannung seiner Kräfte in einer bestimmten Zeit leisten kann. Dieses Maß an Leistung wird dann den Arbeitern im Zeitlohn auferlegt. Wer dahinter zurückbleibt, hat Lohnreduktion oder Entlassung zu gewärtigen, besonders dann, wenn zahllose Arbeitskräfte überflüssig sind.

Je mehr die industrielle Reservearmee anwächst — und das geschieht bekanntlich beständig — je sicherer ist der Unternehmer, daß der Arbeiter auch im Zeitlohn das Möglichste leistet. Die eiserne Noth, der Gedanke, das Brot nicht zu verlieren, beherrscht ihn und treibt ihn an zur äußersten Leistung. Thut er das nicht, so sind hundert Andere sofort dazu bereit.

Das sind die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, die für die Arbeiter bei Erörterung der Frage „Stücklohn oder Zeitlohn" in Betracht kommen. Und daraus regelt sich ganz von selbst die Antwort auf die „Preisfrage" der Gewerkvereinsleiter.

(„Grundstein".)

Die Gesellenverbände des Alterthums.

Nach einem Vortrag von Dr. Franz Diederich.

Das Kennzeichen der älteren mittelalterlichen Produktion in Deutschland war die Produktion für den Selbstgebrauch im Rahmen der Markgenossenschaft. Auch als die Dörfer durch Umgebung mit Schutzmauern zu Städten sich entwickelten, blieb dieses Kennzeichen noch bestehen, in dessen Wesen es lag, den wirthschaftlichen Zusammenhang mit der Außenwelt im äußersten Maße auszuschließen. Den Markgenossenschaften sozial verbunden war das Handwerkerthum, dessen anfängliche Schwäche erst dann eine Wandlung zu größerer Kraft erfuhr, als der Handel, den vor Allem italienische Städte besonders mit dem Orient unterhielten und immer stärker zu pflegen vermochten, auch Deutschland in dem Grade in den Kreis seiner Thätigkeit einbezogen hatte, daß hier Märkte für die Produkte des Gewerbefleißes nothwendig wurden. Der Marktverkehr beschleunigte die Umwandlung des primitiven Tauschverkehrs von Produkt gegen Produkt zum Geldverkehr, das Wachsen des Bedarfs an Produkten des Gewerbefleißes erhöhte den Gewerbebetrieb, und die schnellen Fortschritte der Arbeitstheilung eröffneten überall neue Gelegenheit, selbst ein stark gesteigertes Angebot von Arbeitskräften im Handwerk nicht als Ueberangebot empfinden zu lassen. Die neben den Markgenossenschaften, aus denen in den Städten die Patrizier hervorgingen, gebildeten Organisationen der Handwerker, die Zünfte, erwuchsen zu Ansehen und Macht, eroberten sich eine eigene Zunftgerichtsbarkeit und endlich auch politische Geltung im Regiment der Städte (meist Ende des 14. Jahrhunderts). So lange der Handel blühte, fehlte es nicht an der Möglichkeit, überall Meisterstellen in erforderlicher Anzahl zu bilden, und das schloß die Entstehung eines den Meistern sozial entgegengesetzten Gesellenstandes aus. Die Gesellen — damals „Knechte" genannt — standen mit den Meistern in einem Dienstverhältniß, in dem von wirthschaftlicher Ausbeutung keine Rede war. Zu letzterer und damit zur Bildung einer eigentlichen neuen sozialen Schicht kam es erst mit der dem Niedergang des Orienthandels zur Seite gehenden Bestehtheit der Gewerbe, wo die Meister sich bemühten, den Zutritt zu den Zünften zu erschweren, um sich die Konkurrenz vom Leibe zu halten und um die Erlangung der Meisterstellen ihren Familienmitgliedern zu sichern. Niedrige Löhne, Lotterkredit, Lehrlingswirthschaft, Trucksystem thaten das Ihrige, die Gesellen in Gährung zu versetzen. Aus den als Anhang der Klöster bestehenden kirchlichen Brüderschaften, denen ursprünglich neben Gesellen auch Meister und Frauen zugehörten und deren Aufgabe außer der kirchlichen Repräsentation des Gewerbes später mehr und mehr die Pflege kranker Gesellen wurde, entwickelten sich vielerorts rein weltlichen, wirthschaftlichen Zwecken dienende Organisationen: die Gesellenschaften. Der Kampf dieser Gesellenschaften drehte sich um die Erlangung einer eigenen Gerichtsbarkeit, und trotz aller, den Unterdrückungsmitteln der heutigen Gewalthaber sehr ähnlichen Maßregeln der immer mehr verknöchernden und sich abschließenden Zünfte gelang es nicht, die Gesellenschaften zu unterdrücken. Es ist eine Reihe zünftlerischer Verordnungen aus jener Kampfzeit vorhanden, wo die Meister das Gebot erließen, keine Versammlung ohne Erlaubniß der Meister und nur in Gegenwart abgesandter Meister zu halten. Von den seitens der Gesellen eingezogenen Strafgeldern mußte eine Hälfte der Stadt und die zweite Hälfte halb der Zunft abgeliefert werden, erst den Rest durften die Gesellen als Wandergeschenk benutzen. Große Städte- und Zunftbündnisse wurden gegen die Gesellen geschlossen; Mainz schloß noch 1457 ein Bündniß mit zwanzig Städten, das mehrfach, zuletzt 1520, erneuert wurde, aber 1520 ganz beträchtliche Abmilderungen zu Gunsten der Gesellenschaften enthielt. Auch zur Ausweisung „verdächtiger" Knechte griff man und verlangte den Knechten Eide ab, um deren gemeinsamen Wegzug und um Arbeitseinstellungen zu vermeiden.

Der Respekt, den die Zünfte vor den Gesellenorganisationen hatten, erhellt aus einem Schreiben des Raths der Stadt Konstanz an den von Straßburg (1410), in dem der großen Befürchtung Ausdruck verliehen ist, die in Konstanz als Streikbrecher fungirenden Gesellen möchten an anderen Orten für ihren Streikbruch von den Gesellen gestraft werden. Was die Gesellenorganisationen,

die natürlich nach Gewerben scharf geschieden waren, leisten konnten, bewies der Streik der Bäckerknechte von Kolmar, der von 1495 bis 1513 währte und für die Knechte siegreich endete. Die Gesellenschaften handelten ganz wie die Zünfte zu mehreren Städten gemeinsam, der zu der Organisation am meisten hervorragende Ort bestimmte die Gesellenpolitik, so z. B. am Oberrhein Straßburg. Großen Vortheil zog diese gemeinsame Aktion sowohl als die Organisation überhaupt aus der immer mehr sich herausbildenden Wandergewohnheit, die seit dem 15. Jahrhundert geradezu Wanderzwang und Wanderpflicht wurde, vornehmlich veranlaßt durch die Taktik der Zunftmeister, die als Bedingung zur Erlangung einer Meisterstelle in der Zeit des Niederganges der Zünfte verlangten, der Geselle solle mehrere Jahre am Orte, wo er Meister werden wolle, gearbeitet haben. Am Ende des 15. Jahrhunderts gelangten die Gesellenschaften zum Siege: das Recht der Strafexekution und die eigene Gerichtsbarkeit mußten anerkannt werden. Wo die Reformation siegreich war, ließen die Gesellenschaften sodann die kostspielige kirchliche Repräsentation wegfallen und wurden sie Vertreter lediglich wirthschaftlicher Interessen. Aber die nach dem Zeitalter der Entdeckungen (15. Jahrhundert) vor sich gehende beträchtliche Verschiebung des Handels besonders von Westen nach Osten, die Verschließung des Orients seit der Eroberung Konstantinopels (1453), deren Folge jene gewaltige wirthschaftliche Krise Deutschlands im 16. Jahrhundert war, lähmte auch die Kraft der Gesellenschaften, gegen die, je mehr die Reichsgewalt in Deutschland sich zentralisirte, mit immer größerem Erfolg vorgegangen wurde. Das Reichsgesetz von 1731 verbot neben den Zunftauswüchsen alle öffentlichen und geheimen Verbindungen der Gesellen. In Brandenburg und Hannover unterdrückte man sie am rücksichtslosesten. In den freien Hansestädten, wo die Zünfte am längsten Bestand hatten, hielten sich die Gesellenschaften aber an einzelnen Orten (in Lübeck die der Maurergesellen noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts) trotz jenes Gesetzes als geheime Bünde. Die Reichsgewalt handelte, wie die immer mächtiger sich entfaltende kapitalistische Produktion es verlangte. Sie verdammte ein gutes Stück zünftlerischer Produktionsbeschränkung einerseits, anderseits aber auch das gesellenschaftliche, von den Herbergen aus geleitete Institut des Arbeitsnachweises und des Arbeiterangebots, wodurch die Gesellen in so ausgezeichneter Weise die Löhne zu ihren Gunsten zu regeln verstanden hatten. Durch dieses Gesetz half die Reichsgewalt sorgen, daß jenes Arbeitermaterial vorhanden war, das ohne den Schutz eigener Organisation sich den vom Kapital gestellten Bedingungen bedingungslos unterwarf. Die Gesellenschaften haben übrigens niemals eine größere politische Aktion begonnen, welche zielbewußt die Zünfte zu zertrümmern und den Weg zur Meisterschaft jedem Gesellen zu öffnen bezweckte. Sie nahmen die Zünfte als etwas Unabänderliches hin und kämpften lediglich gegen deren allzu fühlbare Bedrückungen an. Man kann wohl sagen, daß die Krise des 16. Jahrhunderts es verhinderte, daß die Gesellenschaften sich zu jener sozialrevolutionären That vorwärts entwickelten.

Bekanntmachung des Vorstandes des Schweizerischen Buchbinder-Verbandes.

Wie die Kollegen aus Nr. 4 der „Buchbinder-Zeitung" ersehen haben, findet zu Ostern der dritte ordentliche Verbandstag des Schweizerischen Buchbinder-Verbandes und zwar in Bern statt.

Da in denselben Tagen ebenfalls in Bern der Kongreß des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes stattfindet, so haben wir den Beginn unserer Verhandlungen schon auf Samstag Abend (24. März) festgesetzt, um so den Delegirten unserer Sektionen, welche voraussichtlich in Mehrzahl ebenfalls Mandate für den Gewerkschafts-Kongreß haben werden, zu ermöglichen, daß sie von Sonntag Mittag ab den Verhandlungen des Kongresses beiwohnen können.

Von der Veröffentlichung der ziemlich umfangreichen Tagesordnung des Verbandstages an dieser Stelle haben wir Umgang genommen, da bereits diesbezügliche Zirkulare im Laufe letzter Woche an unsere Sektionen versandt wurden.

Der Vorstand:
J. A.: B. Sulser.

Die verschiedenen Buchschnitte und deren Herstellung.

Ueber „Marmorschnitte" sind in den Nummern 49 bis 52 vorigen Jahrgangs dieser Zeitung ausführliche Abhandlungen gekommen. Nachfolgend sollen nun auch Abhandlungen über die anderen feineren Buchschnitte, wie sie in früheren Jahrgängen der „Buchbinder-Zeitung" zerstreut enthalten sind, mehrfachen Wünschen entsprechend zusammengestellt zum Abdruck gelangen.

Der Goldschnitt.

Die Auffassung, welche in vielen Kollegenkreisen von der schwierigen Herstellungsweise des Goldschnittes herrscht, besonders bei denen, die wenig oder gar keine Gelegenheit haben, diesen Produktionszweig augenscheinlich zu verfolgen oder sich selbst darin zu versuchen, ist eine irrige, und meistens entschuldigt man mit dieser Auffassung den eigenen bequemen Menschen. Ebenso wie bei den leichteren Arbeiten immerhin gewisses Denken und Aufmerksamkeit zur tadellosen Anfertigung gehört, ebenso kann auch bei einiger Uebung und vorausgesetzt wirklicher Lust und Liebe zur Sache, bei Vorhandensein der nöthigen Werkzeuge der Arbeiter es zur erforderlichen Fertigkeit im Goldschnittmachen bringen.

Von diesen Gesichtspunkten geleitet, wollen wir versuchen, in Nachstehendem den Kollegen, welche in dieser Branche sich vervollständigen oder zu versuchen gedenken, eine erklärende Darstellung der Herstellungsweise des Goldschnittes zu geben.

Der einfache resp. gerade Goldschnitt.

Es herrscht vielfach der Gebrauch, die Bücher, welche mit Goldschnitt versehen werden sollen, nach dem Leimen vornheraus zu beschneiden und nachdem der Vorderschnitt vergoldet, zu runden und oben und unten zu beschneiden. Wenn dies auch bei schwachen Büchern schließlich gutzuheißen ist, so ist jedoch bei stärkeren Bänden das Runden der Bücher vor dem Goldschnitt entschieden von Vortheil, da hierdurch erstens die Unebenheiten und geschossenen Lagen durch das Schaben beseitigt werden und zweitens der Vorderschnitt beim zweitenmal Runden weniger leidet, d. h. viel leichter die Rundung annimmt.

Beim Einsetzen benützt man am besten einen glatten Lithographenstein oder Eisenplatte als Unterlage und zieht vor dem Geradeklopfen des Vorderschnittes die Preßmuttern leicht an, so daß, wenn man nun mit einem ziemlich breiten eisernen Lineal auf den gerundeten Rücken des Buches klopft, dieses leicht in seine vorige gerade Lage zurückgeht. Um zu richten, was an Unregelmäßigkeiten zwischen den einzelnen Büchern und Spalten noch besteht, dreht man die aufrecht stehende Presse leicht auf und richtet die Stöße vollends gerade.

Die nächste Manipulation, das Schaben, erfordert nun besondere Aufmerksamkeit und Akkuratesse, da hiervon nicht zum geringsten Theile die Schönheit und Haltbarkeit des Schnittes abhängt. Die Schabklinge wird am besten ohne jedes Schleifen an den Seitentheilen behandelt; bildlich erklärt so aufzufassen, daß das Theil, womit geschabt wird, breit wie ein Messerrücken! Nachdem man den Stahl über beide Seitentheile geführt, feilt man mittelst einer feinen Stahlfeile die Klingenfläche, so daß sich ein feiner Grad bildet und fährt dann mit dem Stahl nochmals über die ganze Fläche. Wenn sich durch Unebenheiten in der Schabklinge Risse auf dem geschabten Schnitt zeigen, so sieht man dies am besten nach dem Abreiben des Schnittes und muß man denselben dann nochmals schaben. Beim Schaben selbst beobachte man einen geraden, gleichmäßigen Zug. Ist das Papier schwammig, so muß die Klinge besonders scharf sein, auch darf man dann nicht stark aufdrücken, da sich sonst der Schnitt pelzt, d. h. das Papier sich wellenförmig zusammenschiebt und das Gold auf diesen Stellen nicht anzieht. Mancher Arbeiter macht sich die Sache beim Schaben insofern etwas leicht, daß er den Schnitt vorher mit einem Schwamm anfeuchtet. Eine Erleichterung beim Schaben selbst ist dies nun zwar, indem sich der Schnitt hierdurch bedeutend leichter schabt, auch die Unebenheiten schneller beseitigt werden, allein wenn der Schnitt fertig ist und aufgebrochen wird, zeigen sich in faserigen Theilchen, welche dem Schnitt ein weißliches Aussehen geben, die Nachtheile dieser Erleichterung. Und es ist dies sehr gut denkbar; durch das Naßmachen wird der Schnitt mehr gedrückt wie geschabt und deshalb der Nachtheil. Beim Ober- und Unterschnitt stößt man mit einer feinen, halbrunden Feile Kapital und Vorderschnittrundung etwas ab, wodurch ein Ausreißen der betreffenden Stellen vermieden wird. Ist der Schnitt nun auf allen Stellen gleichmäßig geschabt, so wird derselbe mit Kleister, welcher vorher der größeren Reinlichkeit halber durchgedrückt wird, abgerieben, indem man mit dem Pinsel alle Theile des Schnittes gleichmäßig überfährt und mit einem Ballen reiner weißer Papierfpähne so lange abreibt, bis der Schnitt einen gleichmäßigen Glanz zeigt. Der Kleister darf nicht zu dick genommen werden, da sich sonst leicht Theile desselben auf dem Schnitt festsetzen, welche dann beim Glätten das sogenannte Schlitzen verursachen. Ist der Schnitt nun sauber und gründlich abgerieben, so wird derselbe mit Bolus überfahren. Der Bolus wird zu diesem Zwecke äußerst fein gerieben, so daß er sich beim Befühlen wie Mehlstaub zeigt, d. h. keine körnigen Theile mehr in sich schließt und dann mit dem zum Auftragen bestimmten Eiweiß in der Weise angerührt, daß die Substanz ungefähr die Dicke wie stark verdünnter Kleister hat. Zu stark aufgetragener Bolus hat den Nachtheil, daß er leicht abspringt, was sich schon beim Glätten zeigt und vorkommenden Falles dann geändert werden muß. Es ist vielfach der Irrthum verbreitet, daß der Bolus als Grund unbedingt nöthig sei, um dem Gold auf dem Schnitte den nöthigen Halt zu geben, was jedoch nicht ganz richtig ist. In Folge der schlüpfrigen glatten Eigenschaft desselben, welche beim Glätten von Vortheil ist und hauptsächlich, um die dünnen Stellen im Gold, welche der weiße (nicht mit Bolus überfahrene Grund) mehr hervortreten lassen würde, mehr zu vermitteln, wird der Bolus angewandt. Sollte man nicht Gelegenheit haben, den Abends geschabten Schnitt auftragen und abglätten zu können, so unterläßt man besser das Abreiben und mit Bolus überfahren, da dies über Nacht leicht spröde wird und springt. Ist der Schnitt derart vorbereitet, so sind nun gewissermaßen die Vorarbeiten beendet und wir kommen zum Auftragen des Goldes.

Wenn alte Praktiker sagen: Gut geschabt ist halb geglättet, so ist das vollständig richtig; ebenso richtig aber ist das: gut aufgetragen ist halb geglättet. Schon die Präparirung des Eiweißes, dessen Stärkeverhältniß 2c., erfordert peinliche Genauigkeit und Beobachtung der Stärkeverhältnisse des Papiers.

Das durchschnittliche Mischungsverhältniß des Eiweißes ist: $^3/_4$ Liter Wasser auf das Weiße eines Eies. Benützt man statt des frischen getrockneten Eiweiß, sog. Albumin, so nimmt man von diesem auf ein halbes Liter Wasser einen starken Theelöffel voll. Vielfach wird fälschlich das Albumin in seiner ursprünglichen, von der Fabrik bezogenen Form in das Wasser gethan und nach dem Erweichen gequirlt oder geschüttelt. Auf diese Weise kann jedoch dasselbe sich keineswegs in allen seinen Theilen auflösen und mit dem Wasser verbinden. Vielmehr muß dasselbe zu ganz feinem Mehlstaub verrieben und so zeitig vorbereitet sein, daß die Eiweißtheile, welche sich mit dem Wasser nicht verbunden haben, sich zu Boden setzen können. Vor dem Auftragen gießt man dasselbe nochmals durch ein reines Leinenläppchen, um alle möglichenfalls vorhandenen Unreinlichkeiten zu entfernen. Für stärkeres, kartonähnliches Papier muß das Eiweiß naturgemäß etwas stärker sein als bei schwachem, schwammigem Papier, wo — zu stark genommen — dasselbe leicht ein Kleben des Schnittes verursacht. Bei ungeleimtem, sog. Druckpapier hat man vor dem Einsetzen (nach dem Beschneiden) das sog. Planirverfahren anzuwenden, indem man mit aufgelöstem Alaun, welcher, auf der Zunge probirt, nur leicht die Haut zusammenziehen darf, mittelst eines Schwammes die Schnittfläche überfährt, so daß die Lösung vielleicht messerrückenbreit in das Papier hineinzieht. Derartig planirte Bücher müssen vor dem Einsetzen gut austrocknen, da sonst der Schnitt beim Aufbrechen ebenfalls stark klebt.

Zum Auftragen selbst bedient man sich am besten des sogenannten Bockes. An einer ca. 12 Centimeter langen, fingerdicken Walze werden zu beiden Seiten je 2 Stäbchen angebracht, über welche man entweder Darmsaiten oder starken Heftzwirn spannt, damit leicht über das Kopfhaar fährt und das Gold direkt aus dem Büchel auffaßt. Mit einem feinen Haarpinsel trägt man nun das Eiweiß auf den Schnitt, welchen man vorher mit einer weichen Haarbürste abgebürstet hat, vorsichtig und nicht zu mager auf und trägt dann das Gold so auf, daß der eine Faden des Bockes, am besten der untere, nach dem Körper zugerichtete, zuerst aufgesetzt und durch eine Drehung der Hände nach vorn schnell das Blatt sich auflegt. Bei jedem weiter sich anschließenden Blatt auf derselben Fläche muß das Grundiren mit Eiweiß wiederholt werden und, wenn der ganze Schnitt aufgetragen ist, lasse man dasselbe nochmals auf alle Theile unter dem Gold umherlaufen, indem man die Presse nach allen Richtungen hebt und senkt. Hat man zwei Stöße übereinander in der Presse, so empfiehlt es sich, den Ablauf des Eiweißes vom oberen über den unteren Stoß mit dem Pinsel zu bestimmen, damit — dies gilt hauptsächlich für Ober- und Unterschnitt — das Eiweiß nicht in die Vorderschnitte des unteren Stoßes läuft.

Wenn defekte Stellen oder Risse im Golde vorhanden, so achte man vor dem Schneiden des Gol-

Der einzige Sozialist im Dorfe.

Erzählung von K. Wiesenthal.

(Schluß.)

Die Wendung, welche die Sache nahm, machte mich nachdenklich und bestürzt. Ich ging lange in der Gerichtsstube auf und ab; ich horchte dabei auf die Aeußerungen der Gerichtsschreiber, unter welchen der Eine ein durchaus rechtschaffener Mann war, der die meisten Sachen immer recht gesund zu beurtheilen verstand und auf dessen Wort ich etwas gab. Es freute mich, daß er mehr auf Seiten Lobe's stand als auf der des Schankwirths. Auf diesen war er gar nicht gut zu sprechen. Geiz und Neid, sagte er in seiner kräftigen Sprache, säßen ihm gleich unter dem Hemde und er quäle die Leute dermaßen, daß ihre Weiber die hellen Thränen mit in die Strümpfe stopften.

Aber was wollte ich thun? Ich mußte ungesäumt zur Vernehmung der Zeugen schreiten, die Radtke mir angegeben hatte. Ich ließ sie bestellen. Allerdings bestätigten sich die Angaben des Schankwirths mehr oder weniger, und wenn ich Alles, was ich protokollirt hatte, zusammenstellte, so konnte ich mir nicht verbergen, daß Lobe mit nicht geringem Verdachte belastet erschien. Ich mußte also auch ihn vorfordern lassen und es bangte mir vor der Nachmittagsstunde, wo ich ihn verhören wollte. Als ich dazu wieder in die Gerichtsstube ging, hatte sich Lobe schon eingefunden; er saß in dem Vorstübchen auf einer Bank und sein Aussehen kam mir sehr verstört vor. Ich konnte ihm, als er eingetreten war, nicht verschweigen, daß er mir sehr angegriffen vorkomme. Er sagte, das könne wohl kein Wunder sein, da er die ganze vorige Nacht nicht geschlafen habe und fast unausgesetzt habe räumen und löschen helfen. Ich fragte ihn erst genau aus, wo er seit dem Einbruche des gestrigen Abends gewesen sei, und er bediente mich mit seinen Antworten schnell und aufrichtig, wie es mir schien, gedachte auch seines Wortwechsels mit dem Schankwirthe und gestand ein, daß er sehr hitzig dabei gewesen sei; aber er könnte sich doch nicht ganz und gar die Haut von ihm über die Ohren ziehen lassen; von den Drohungen, die er gegen Radtke geführt hätte und die von Ohrenzeugen mir schon berichtet waren, sagte er jedoch keine Silbe. Ich mußte ihm also Gelegenheit geben, sich auch darüber auszusprechen. Ich hielt ihm das Nöthige aus den schon aufgenommenen Aussagen vor; er ward von diesem Augenblicke an zurückhaltender; er gab zu, dergleichen gesagt zu haben, stellte aber Einiges davon in Abrede, beschränkte Anderes, und da ich ihm das Unvorsichtige und Strafbare solcher Aeußerungen vorhielt, entschuldigte er sich mit der Hitze, in die ihn der hämische Wucherer gebracht habe. Ich ließ mir den Stand der Geldsache zwischen ihm und dem Schankwirth genau von ihm darlegen und machte seine Angaben zum Gegenstand einer besonderen Verhandlung, da ich fest entschlossen war, die sich mir darbietende Gelegenheit, auch dem leise schleichenden Radtke einmal den Daumen aufs Auge zu setzen, nicht ungenützt zu lassen.

Aber in der Hauptsache konnte ich mich in Lobe nicht zurecht finden. Ohne daß er etwas davon wußte, ließ ich auch seine Frau zitiren und vernahm sie unter dem Vorwande, daß ich mit dem Pächter irgend etwas Dringendes abzumachen habe, in einem anderen Zimmer; Lobe aber mußte einstweilen in der Gerichtsstube bleiben und warten, bis ich wiederkäme. Die Antworten der Frau auf meine Fragen über das Gebahren ihres Mannes am vorigen Abend bis tief in die Nacht hinein mußten mich immer stutziger machen. Ganz unbefangen, aber doch zugleich so, daß die Theilnahme an ihrem Manne unverkennbar durchblickte, beschrieb sie mir sein aufgeregtes unruhiges Wesen am vergangenen Abende, wie verwirrt er aus der Schenke zurückgekommen sei, wie er auf den schurkischen Radtke geschimpft habe, der ihn so betrüge, wie er nicht aus seinen Sachen gekommen sei, so sehr sie ihn auch gebeten hätte, sich, wie sie schon gethan habe, schlafen zu legen, wie er oft hinausgegangen sei vor die Hausthüre und dann wiedergekommen und wie er gerade am Fenster gestanden habe, als das Feuer drüben in der Schenke aufgegangen sei und gesagt habe: „Es ist Feuer! Ich muß fort und löschen helfen." Dann hätte sie ihn erst am Morgen wieder zu sehen bekommen, wo er ganz naß und müde gewesen sei und sich ein paar Stunden hingelegt hätte, um sich auszuruhen.

Viele Antworten der Frau auf meine Fragen machten mich immer mehr an ihrem Manne irre; ich ließ sie gehen, aber meine Pflicht gebot mir, nach reiflicher Ueberlegung mich der Person Lobe's zu bemächtigen. So sauer es mir auch ward, ich kündigte ihm an, daß ich ihn müsse in Gewahrsam bringen lassen. Er war wie vom Donner gerührt; er betheuerte seine Unschuld in den stärksten Ausdrücken; er bereute die Unvorsichtigkeit, sich in seinen Reden gegen Radtke so vergangen zu haben, er klagte darüber, daß ihn dieser aus Rache und Tücke schwärzer malen würde, als den Teufel selbst; er jammerte über seine Frau und sein Kind, von denen er getrennt sein solle.

Mir schnitt es in das Herz, aber ich konnte nicht anders. Zuletzt vernahm ich noch den Leinwandmann, der nach des Schankwirths Aussage bei ihm übernachtet hatte und den ich hatte aufsuchen lassen, ebenso wie den Handwerksburschen, von dem aber keine Spur zu finden war. Der Handelsmann sagte aus, daß er, aufgeschreckt von dem Prasseln des Feuers und halb erstickt vom Qualme, kaum in seinen Rock habe fahren können, um auf das Dorf hinauszukommen. Draußen erst habe er seinen Ranzen, in dem er seine Waaren hausiren trage, vermißt, und er habe es nur dem Lobe zu verdanken, daß sein Ranzen nicht mitverbrannt sei. Dieser habe sich in das brennende Haus gewagt, und ihm sein Eigenthum herausgeholt und wieder zugestellt, das werde er ihm sein Lebtag nicht vergessen. Ich ließ mir zur näheren Erörterung aller Umstände von dem Handelsmann versprechen, daß er an einem der nächsten Tage, den ich ihm bestimmte, nochmals zum Verhöre sich einstellen wolle und schickte mich an, da der Abend sich näherte, nach Hause zurückzukehren, denn ich hatte Tags darauf auf einer andern Gerichtsbestellung die Untersuchung fortzuführen. Aber das Schwerste hatte ich noch zu überstehen. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von der Einziehung Lobe's im Dorfe verbreitet, und welche Deutung man ihr unterlegte, konnte bei den leidenschaftlichen Reden, die Radtke überall hin ausgestreut hatte, nicht zweifelhaft sein. Schon war mein Wagen angespannt, da kam Lobe's Frau, ihr Kindchen auf dem Arme, gelaufen und bat mich, daß ich ihren Mann frei geben sollte, in dessen Herzen könne ein so böser Gedanke, wie ihm Schuld gegeben werde, nicht gekommen sein; der wäre viel zu gut, aber freilich, er ist ein Sozialist! Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als sie fehr gedrückt schwieg.

Ich durfte mich durch alle diese und ähnliche Bedeutungen nicht bestimmen lassen, mich anders zu resolviren. Ich mußte, von der Rückreise gedrängt, es der guten Frau sogar abschlagen, sie in meiner Gegenwart mit ihrem Manne sprechen zu lassen.

Ich will Sie nun mit dem Gange, den die Untersuchung im Einzelnen nahm, nicht lange aufhalten; sie dauerte fast drei Monate. Die Zahl der Zeugen, die verhört werden mußten, war sehr groß. Radtke, den ich allerdings auch von einer anderen Seite her ins Gebet nahm, trieb die Sache mit großer Leidenschaftlichkeit. Lobe betheuerte standhaft seine Unschuld. Eine Haussuchung, die ich in seiner Wohnung hatte anstellen lassen, brachte nichts. Ich schloß endlich die Untersuchung und schickte die Akten derselben an die vorgesetzte Behörde nach Leipzig, wohin auch Lobe transportirt wurde. Lobe's Frau versuchte es, in Leipzig Zutritt zu erhalten, um einmal mit dem Manne zu sprechen; sie wurde abgewiesen. Die Aermste war von Sorge und Gram zu einem Schattenbilde geworden.

Endlich kam das Urtheil, es brachte dem Angeklagten bei allem Mangel an Geständniß auf dringende Verdachtsgründe hin in der ersten Instanz fünf Jahre Zuchthaus, sie wurden bei eingelegter Berufung auf zwei ermäßigt — und Lobe ward zur Verbüßung seiner Strafe nach Waldheim abgeführt.

Fast ein Jahr war Lobe im Zuchthause, als ich aus einer weit entfernten Gegend Deutschlands, aus einer preußischen Stadt, nahe an der Grenze von Polen, ein amtliches Schreiben erhielt. Es war aus Mangel an sicherer Ortskenntniß mit dem nicht ganz richtigen Namen des Gerichtsortes, der zu meiner Erzählung gehört, und dem Zusatze „bei Leipzig" lange hin und her gegangen. Die Postbehörde hatte es endlich geöffnet, und bei der Wichtig-

des darauf, daß das Goldkissen rein und staubfrei ist, da sich sonst die ausgeflickte Stelle scharf markirt nach dem Abglätten auf dem Schnitte zeigt, was natürlich nur durch die Unreinlichkeit vom Kissen, welche dann an der unteren Fläche des Goldes und speziell an den Schnittflächen haftet, hervorgerufen wird.

Um das Eiweiß genügend ablaufen zu lassen, stelle man die Presse aufrechtstehend zum Trocknen bei Seite. Durchschnittlich rechnet man hierzu eine volle Stunde, doch ist auch hier wiederum das Papier sowohl wie auch die Spalten respektive deren Qualität in Rücksicht zu nehmen. Sollten nach Verlauf dieser Zeit die Spalten noch feucht sein, was öfters gerade bei den unteren, worauf das Eiweiß stehen bleibt, der Fall ist, so kratzt man diese mit der Messerspitze vorsichtig ab und beginnt mit dem Anglätten. Man nimmt hierzu reines Papier (ca. Quartblatt), überfährt dasselbe auf der einen Seite an allen Stellen, allerdings nicht zu stark, mit Wachs, legt dasselbe mit der reinen Seite auf den Schnitt, welchen man vorher, um den eventuell darauf lagernden Staub zu entfernen, abbläst, und glättet so mit einem nicht zu scharfen Zahn die ganze Schnittfläche sorgfältig an. Die nicht getroffenen Stellen des auf diese Weise angeglätteten Schnittes treten beim Ueberblicken desselben glänzend hervor und muß man diese Stellen nochmals anglätten. Bei stärkeren oder schon abgepreßten Büchern empfiehlt es sich, das Kapital, welches in diesem Falle nicht so fest preßt, vor dem Anglätten mit der glatten Hammerfläche anzuklopfen, wodurch das Gold an dieser Stelle besseren Halt bekommt als durch das einfache Glätten mit Papier. Vor dem Anglätten muß man jedoch Spalten, Preßbalken ꝛc. genau untersuchen, ob etwa noch feuchte Stellen vom Eiweiß vorhanden sind und solche vorsichtig entfernen. Mit einem reinen Leinenlappen, welchen man vorher genügend mit Wachs überfährt, wird nun der Schnitt an allen Stellen sauber abgerieben, theils um alle Staubtheile und Unreinlichkeiten zu beseitigen, sowie dem Schnitt die nöthige Glätte für das Abglätten zu geben.

Mit einem ziemlich scharfen Glättzahn fährt man nun Strich an Strich, dabei streng das Uebergehen einzelner Stellen vermeidend, am besten von rechts nach links kräftig über die Schnittfläche hinweg. Eine größere Gleichmäßigkeit des Schnittes erzielt man dadurch, daß man nach dem ersten Durchglätten die Presse herumdreht und den Schnitt entgegengesetzt glättet, also wenn man zuerst von dem unteren nach dem oberen Preßbalken geglättet hat, nun von dem oberen nach dem unteren. Mit einem etwas schwächeren und glätteren Zahn wird dann der Schnitt, wenn alle Stellen gleichmäßigen Glanz zeigen, polirt, d. h. die durch den scharfen Zahn theilweise auseinander getriebenen Blätter werden durch den Polirzahn wieder zusammengezogen. Etwa hervortretende schadhafte Stellen des Goldschnittes bessert man am besten mit Spiritus oder Schwefeläther aus, indem man mit einem kleinen Tuschpinsel damit die betreffende Stelle überfährt, schnell das Gold auflegt und sofort mit Papier anglättet.

Nach dem Auspressen darf der Schnitt, wenn nicht absolut nöthig, nicht sofort aufgebrochen werden, da das Feuer hierdurch entschieden leidet.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenzen.

Frankfurt a. M. Am 24. Februar, Abends halb 9 Uhr, fand hier eine öffentliche Versammlung der Buchbinder und verwandter Berufsgenossen statt. In derselben referirte Genosse Redakteur Hoch über den letzten englischen Bergarbeiterstreik. Redner zeigte die Gestaltung der Organisation der Bergarbeiter, die Ursache, Entwicklung und den Verlauf des Streiks und verbreitete sich zuletzt über die Lehren desselben für die Gewerkschaften. Reicher Beifall lohnte den Referenten für seinen ²/₄stündigen Vortrag. An der Diskussion betheiligten sich die Kollegen Thierberg und Getrost. Nach dem Schlußwort des Referenten erstattete Kollege Berndt Bericht als Delegirter vom Gewerkschaftskartell; der Bericht fand die Zustimmung der Versammlung. An der Diskussion betheiligte sich ein Redner, der die Thätigkeit des Kartells anerkannte. Zum Delegirten und dessen Stellvertreter wurden die Kollegen Getrost und Schaumberg gewählt. In „Verschiedenes" wurden die Berufsgenossen zum Abonnement auf die „Volksstimme" und zum Beitritt in den „Sozialdemokratischen Verein" aufgefordert. Um 12 Uhr wurde die Versammlung mit einem Hoch auf die internationale Arbeiterbewegung geschlossen.

Leipzig. Am 17. Februar fand eine vom Fachverein einberufene öffentliche Versammlung statt, welche recht gut besucht war; hauptsächlich hatten viel Frauen und Mädchen unserer Einladung Folge geleistet. Frau L. Vogel aus Gera referirte über das Thema: „Die Lage der Arbeiter und Arbeiterinnen, sowie der Zweck ihrer Organisation." Frau Vogel konstatirt, daß unsere Vorfahren weit besser lebten, als dies jetzt uns möglich sei; greife man nur 50—60 Jahre zurück, und man findet, daß Konsum und Produktion noch zum größten Theile unter einem Dache waren. Doch lange dauerte dies bekanntlich nicht, denn die Frau wurde aus dem Familienleben herausgerissen und in die verschiedensten Industriezweige hineingeschleudert; wenn unter unseren heutigen Verhältnissen die Frau nicht mit arbeitet, so ist der Mann oft gezwungen, den Fehlbedarf zum Leben sich am eigenen Leibe abzudarben. Daß die weibliche Arbeitskraft ein vom Kapitalisten sehr geschätzter „Artikel" ist, ist genügend bekannt, denn der Kapitalist weiß recht gut, daß er die weit billigere und willigere Arbeitskraft der Frau mehr und besser ausnützen kann, als die des bereits organisirten Mannes. Rednerin entrollte als Beispiel zu der jämmerlichen Lage des weiblichen Arbeiters ein tieftrauriges Bild aus der Textilbranche, wo geübte Arbeiterinnen für einen „ganz schönen Verdienst" von 3—7 Mk. die Woche über ihre Knochen abrackern dürfen und mit diesem „fürstlichen" Lohne noch zufrieden sein müssen, um nicht das Heer der Arbeitslosen zu vergrößern. Arbeitslose! — giebt's nicht! hört man vom grünen Tische an „zuständiger" Stelle von irgend einem Superklugen predigen, doch wir glauben's diesen Herren, denn sie wissen nicht, wie weh Hunger thut. — Referentin geht weiter auf das Raubritterthum der verschiedenen Zeiten ein und zieht einen Vergleich, wie früher die „edlen" Wegelagerer und Raubritter bescheiden waren gegen den heutigen „heiligen" Raubritter Kapitalismus. Früher verlangte jener Raubadel nur das Geld und Gut, was gerade der Ueberfallene bei sich hatte, doch heute saugt das Kapital den armen Arbeiter bis aufs Blut aus und überliefert ihn dann dem sicheren Untergange, denn fällt der eine, so sind hundert andere gezwungen, diesem „Brotherrn" ihre gesunden Knochen zu liefern. Auch die Frau des Arbeiters, welche schon lange nicht mehr die „Gattin" des Mannes, oder die „Mutter" der Kinder genannt werden darf, ist dem hungrigen Kapitalisten ein willkommenes Maschinenfutter. In einigen Spinnereien Zwickaus ist es den Frauen „gestattet", ihre kleinen Kinder mit in die Fabrik zu bringen (vielleicht um so den kleinen Kindern das Fabrikgetöse bei guter Zeit anzugewöhnen), denn die 60 Pfennige, welche die Frauen dort jeden Tag „verdienen", langen nicht, um den Kindern eine andere Unterkunft zu gewähren. Nach solchen und noch weit schlimmeren Thatsachen wäre es doch wirklich Zeit, daß die Arbeiter beider Geschlechter aufwachten und ihrer Organisation beitreten sollten, um gemeinsam bessere Existenzbedingungen zu erkämpfen!

An diesen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag knüpfte sich eine kurze Debatte, in welcher besonders Kollege Linke die Theilnahmslosigkeit der Kolleginnen scharf tadelte; man sollte, statt das Geld auf Tanz und andere Art zu verwenden, lieber einmal ernsthaft die Organisation unterstützen. Es sei für Leipzig traurig, daß von ca. 1200 in Buchbindereien beschäftigten Mädchen nur — 20 — organisirt seien. Ld. Sch.

Leipzig. In der am 24. Februar abgehaltenen Versammlung der Einzelmitglieder unseres Verbandes stand auf der Tagesordnung: 1. Fortsetzung der Diskussion über den Vortrag der letzten Versammlung; 2. Vortrag des Kollegen Frey über die Jesuiten; 3. Verbandsangelegenheiten und Gewerkschaftliches.

Nach Eröffnung der Versammlung gegen 9 Uhr und nach Zusammenstellung des Bureaus ertheilt der Vorsitzende, da Punkt 1 seine Erledigung durch Fehlen der Disputanten gefunden hat, dem Referenten das Wort. In dem ca. einstündigen Vortrag führt Kollege Frey über den Orden der Jesuiten etwa Folgendes an:

Die Gründung des Ordens geschah aus egoistischen Motiven. Der Gründer, ein castilianischer Ritter, trachtete nach Macht und Ruhm und, da er jedenfalls unfähig war sich selbst eine im Geiste seiner Zeit einflußreiche Stellung zu sichern, so gründete er einen Orden und ließ Andere für sich arbeiten, was, wie die Entwicklung des Ordens zeigt, schon damals recht ersprießlich gewesen zu sein scheint. Natürlich stand blinder Gehorsam und unumschränkte Macht mit großen Lettern in den Ordensregeln. Auch galt Abstumpfung des Geistes schon damals als unfehlbares Mittel zur Erzielung einer widernatürlichen Gewalt. Durch Ordensexerzitien wurde jede Individualität bekämpft und, um die Abhängigkeit noch vollständiger zu machen, zog man das weltliche Vermögen der Mitglieder ein. Man leistete dem Aberglauben, der Spionage und allen möglichen Erbärmlichkeiten Vorschub und erreichte dadurch eine Macht, welche in der Blüthezeit des Ordens jedenfalls bedeutenden Einfluß ausgeübt hat; umsomehr als wohl die meisten einflußreichen Persönlichkeiten damaliger Zeit Mitglieder des Ordens waren und denselben zur Erreichung ihrer egoistischen Bestrebungen benutzten.

Zum Schluß führt der Referent noch an, daß wir uns mit den jesuitischen Umtrieben nicht zu beschäftigen haben, sondern unsere Pflicht sei es, alle sozialen Schäden überhaupt zu beschäftigen.

Nach dem mit Beifall aufgenommenen Referat ersucht der Vorsitzende die Versammlung (in Punkt 3), die Petition zur Verhinderung der Innungsschiedsgerichte zahlreich zu unterzeichnen, was von derschiedenen Rednern unterstützt wird. Als letzte Arbeit der Versammlung wird der Antrag Frey: Die Versammlungen der Einzelmitglieder des Buchbinderverbandes alle 14 Tage abzuhalten, nach kurzer Debatte, in welcher die Kollegen Pfütze und Walther dagegen sprachen, angenommen. Harry B.

Leipzig. Eine Berichtigung der Berichtigung. In Nr. 7 dieser Zeitung ist eine Berichtigung des Kollegen Nardten bezüglich des Gauberichtes aus Sachsen enthalten, die ich mit ein paar Sätzen auf ihren Werth zurückführen möchte. Ich sage absichtlich mit ein paar Sätzen, da ja Kollege Nardten sich in der Hauptsache selbst berichtigt. Ich will mich nicht mit N. darum streiten, ob er die Worte bezüglich des „zur Raison bringen" in dem von ihm gegebenen Sinne gebraucht hat — obgleich ich meinen Ohren und denjenigen meiner Freunde ebenso sehr trauen kann, wie dem damaligen Schriftführer der Generalversammlung — sondern nur anführen, daß die ganze Situation eine solche war, daß das famose „zur Raison bringen" nur als auf die Verbändler gemünzt aufgefaßt werden konnte, wie es von letzteren auch thatsächlich geschehen ist. Für „Mittel und Wege" aber, um die Verbändler zur Raison zu bringen, hatte ja Kollege N. bereits selbst mit gesorgt, indem er als Mitglied des Vorstandes einen „Reorganisationsantrag" des letzteren mit unterstützte, wonach zur Auflösung des Fachvereins eine „Zweidrittelmajorität", anstatt wie bis dahin eine einfache Majorität nothwendig sei. Unter den obwaltenden Umständen bedeutete dies, daß man gegebenen Falls auch die Minorität gegen die Majorität ausspielen wollte, wenn die letztere für Auflösung gewonnen worden wäre. Zum Ueberfluß hatte ja auch N. jenen Standpunkt weiser Auslegungskunst mit vertreten, daß ein nach dem Wortlaut des Statuts vollständig korrekt eingebrachter Antrag als „Zettel" anzusehen sei, über welche Thatsache sich N. sowohl wie Kollege Glaubig mit so rührender Einmüthigkeit ausschweigen, was ich wohl als Anerkennung auffassen kann, daß man selbst die Haltlosigkeit eines solchen Standpunktes aufgegeben hat.

Das Spaßhafteste bei der ganzen Sache ist aber, daß N. zugiebt, er hätte uns, die Verbändler, mit seinen oft genannten Worten auch gemeint. So so, also doch! — Kollege N. geht als Delegirter von Leipzig mit Forderungen seiner Kollegen nach Frankfurt zum Verbandstag, die in der Hauptsache den nachher gefaßten Beschlüssen dortselbst entsprechen, vertritt dieselben nachher sogar in so energischer Weise, daß er die Dresdener Kollegen, welche eine „Extrawurst" (wörtlich!) gebraten haben wollten, zur Raison bringen will (siehe Konferenz der sächsischen Buchbinder Ostern 1893), und plötzlich, als auch die Leipziger diese „Extrawurst" in Anspruch nehmen, kann sein weiches Herz nicht widerstehen, es dünkt ihm schier unerträglich, solcher finsteren Pläne wie die Verbändler bezichtigt zu werden, und da will er dann diese „zur Raison bringen"; aber gegen was? Gegen Beschlüsse der Majorität der deutschen Kollegen, die er selbst mit gefaßt und vertreten! Humor liegt darin — das muß man sagen. Aber Unrecht will ich N. nicht thun, den Ausdruck „widerhaarige Gesellschaft" hat er nicht gebraucht, derselbe war auch nur angewandt betreffs der uns im Allgemeinen zu Theil gewordenen Behandlung. Wir können im Gegentheil behaupten, daß N. und mit ihm die Mehrzahl derjenigen Kollegen, welche schon Jahre lang thätige Mitglieder des Fachvereins gewesen, unsere anständigsten Gegner waren, nur von der fixen Idee besessen, daß das Leitmotiv unserer Handlungen, von brennendem Ehrgeiz durchwoben, sich in kleinlichen Nörgeleien zwecks Mürbemachens der Vorstands- und sonstiger Mitglieder des Fachvereins erschöpfen wolle. Es stach immerhin vortheilhaft ab von jener kleinen Zahl philosophischer Stubenhocker, die in uns nur das fleischgewordene Prinzip des Bösen sahen, und diese Anschauung auch im persönlichen Verkehr in verletzender und gehässiger Weise hervorkehrten. Um so mehr bedauere ich, daß Kollege N., der in seiner „Berichtigung" Streitereien unter organisirten Arbeitern vorwirft, diesen guten Grundsatz selbst vergißt, indem er einerseits von „Unterstellungen" redet, zwar dann hinwieder davon spricht, es unterlassen zu wollen, manches Unangenehme Manchem in der „Buchbinder-Zeitung" zu sagen, aber auch sofort diesem Vorsatz wieder untreu wird, indem er frohlockend ausruft: Meine Kollegen in Leipzig werden mir schon noch Gelegenheit geben, mich weiter aussprechen zu können.

Eines sei mir noch erlaubt hier anzuführen. Kollege N. war anläßlich der damaligen Generalversammlung mit sich selbst unzufrieden; er war sich seiner perpentikularen Schwankungen, denen er unterworfen war, selbst bewußt; er trat vom Vorstand, trotz gegentheiliger Wünsche, zurück, um sich „auszubilden", wie er sagte. Sollte diese Ausbildung nun darin bestehen, Manchem recht Unangenehmes zu sagen, so gebe ich für meine Person ihm gerne die Freiheit, dies zu thun, im Interesse N.'s möchte ich ein derartiges Resultat jedoch bedauern.

Im Uebrigen bleibe ich der Meinung, daß, will man den gewerkschaftlichen Kampf nur einigermaßen im Stile der Engländer führen, so kann man dies nicht durch über das ganze Reich zersplitterte Organisationen Westentaschenformats, sondern man muß auch hierin den Engländern nacheifern; es scheint aber, als wenn der Partikularismus in rudimentärer Form bei den deutschen Arbeitern das eigentliche Ziel vergessen läßt. E. Kloth.

Von einem Verbandsmitglied geht der Redaktion folgender Bericht zur Veröffentlichung zu:

In unserem Verband besteht die schöne Sitte, daß die Kollegen sich gegenseitig auf die schlechten Werkstuben aufmerksam machen; deshalb will auch ich meine Pflicht als Verbandsmitglied erfüllen und den Kollegen die Verhältnisse in einer Werkstube schildern, welche schon öfters die Spalten unserer Zeitung geziert hat. Es ist die Pfälzische Geschäftsbücherfabrik von C. Just & Söhne in Kandel.

Die Prinzipale (Gebr. Just) führen in ihrer Werkstube ein strammes Kommando; hauptsächlich der eine zeichnet sich dadurch aus, daß er die älteren Arbeiter tüchtig abschnauzt und es bei den jüngeren, sowie bei den Arbeiterinnen nicht an schlagenden, resp. klatschenden Beweisen fehlen läßt.

Aus der paragraphenreichen Arbeitsordnung will ich nur Folgendes anführen:

Sämmtliche Arbeiter sind ohne Kündigung beschäftigt.

Kranke, welche sich nicht innerhalb 24 Stunden anmelden, können sofort entlassen werden.

---

keit seines Inhaltes gelangte es doch noch in meine Hände. Jenes Schreiben gab dem unter meiner Verwaltung stehenden Gerichte die Nachricht, daß sich ein wegen vieler Vergehen eingezogener und in Untersuchung befindlicher Handwerksbursche auch der Anlegung eines Feuers in einem sächsischen Orte zu der und der Zeit schuldig bekannt habe. Es ward, obgleich der Name des Orts mit völliger Bestimmtheit nicht von ihm habe angegeben werden können, um nähere Angabe der Umstände bei jenem Feuer gebeten und die diesen Theil des Prozesses betreffenden Protokolle waren in Abschrift beigefügt. Der Handwerksbursche hatte eingestanden, daß er das Feuer in einem Verschlag neben der Wirthsstube angelegt habe, nachdem er zuvor ein Wandschränkchen erbrochen, aus welchem er drei harte Thaler entwendet hatte, die er den Wirth hatte hineinlegen sehen; auch ein paar Papiere hätte er mitgenommen, die gerade oben aufgelegen. Er wäre dann, ehe das Feuer noch um sich gegriffen, durch das eine Fenster, das mit keinem Laden verwahrt gewesen wäre, entwischt und eiligst abmarschirt. Etwa eine halbe Stunde von dem Orte, an einem großen Teiche neben einem Büschchen, habe er sich eine Weile von seinem Laufen ausgeruht und habe auch das Feuer hoch in die Höhe brennen sehen. Da ihn die Papiere, wenn er sie behalten oder weggeworfen hätte, leicht hätten verrathen können, so hätte er sie in eine alte hohe Weide dicht an dem Teiche versteckt, und einen Stein darauf geworfen. Dann wäre er weiter gegangen und glücklich davon gekommen. Noch in derselben Stunde, wo ich das auf Umwegen erst so spät an mich gelangte Schreiben erhielt, eilte ich nach L. Das Erste, was ich vornahm, war die Aufsuchung der hohlen Weide, in welche der Handwerksbursche Papiere versteckt haben wollte. Die durch Teich und Busch ziemlich deutlich bezeichnete Gegend, an der ich oft vorüberfahren mußte, war mir schon klar. Ich veranstaltete sofort eine gerichtliche Untersuchung; wir trafen auch glücklicherweise die richtige Weide, ohne erst irre zu gehen. Die Höhlung fing hoch oben an ihrer Krone an, ging aber ziemlich tief herab. Ich ließ die nach der Seite des Teiches hin sich öffnende Spalte weiter machen; die Weide mußte dann ein derbes Stück ihrer Außenseite sich ausbrechen lassen — und als dies geschehen war, wurden wirklich einige Papiere sichtbar, die von einem ziemlich großen Feldstein beschwert waren. Ich selbst nahm sie vorsichtig heraus; sie waren in ihrem feuchten Verließ schon ziemlich vermodert und eine zahllose Menge Gewürms hatte sich in und unter ihnen angebaut und sie vollends unscheinbar gemacht. Aber, wahrhaftig, beim Satan, das eine dieser drei Papiere war richtig Lobe's Schuldverschreibung. Sein Name, Datum und Jahreszahl waren noch deutlich herauszubringen; auch von der angefügten Rechnung des Schankwirths war noch genug erhalten, um Alles zu bestätigen, was Lobe, der Sozialist, über die Wucherei Radtke's zu Protokoll gegeben hatte. So war mir denn das Papier doppelt wichtig; es war nicht blos die Ehrenrettung Lobe's, es war auch ein klarer Beweis gegen Radtke, der Alles, was ihn hätte straffällig machen können, hartnäckig in Abrede gestellt hatte. Ich schritt nun ungesäumt vor, die Losgebung Lobe's in der kürzesten Frist zu bewirken. Ich sandte zunächst die bei mir eingekommene Anzeige des westpreußischen Gerichts nebst dem aufgefundenen Dokument an das Landgericht und bat um sofortige Ausfertigung des Befehls, den im Zuchthause Detinirten augenblicklich auf freien Fuß zu setzen.

Ich hatte auch sogleich Lobe's Frau aufgesucht und ihr die erfreuliche Kunde von der Unschuld ihres Mannes mitgetheilt. Sie nahm sie viel ruhiger hin als ich vermuthet. Sie wäre, sagte sie mit einem kaum merklichen Lächeln, fest von der Unschuld ihres Mannes überzeugt gewesen und habe sich immer gefreut, daß die Meisten im Dorfe auch also dächten. Sie betrachtete nun also die Bestätigung ihrer guten Meinung von der Unschuld ihres Mannes als eine Frucht der Wahrheit, die sich doch durchgebohrt habe und Schande und Schmach von ihrem Manne weggenommen. Wie beklagte ich die arme Frau, die der lange Gram ganz unkenntlich gemacht hatte und die offenbar den Keim eines nahen Todes in sich trug.

Der Tag, an welchem Lobe nach L. zurückkam, war ein Hauptfreudentag für das ganze Dorf. Lobe's Parteigenossen hatten eine Art von Empfang veranstaltet; er ward aufs Freundlichste von Allen willkommen geheißen; er fand seine Wohnung mit Geschenken aller Art vollgepfropft. Aber auch seine Kraft war gebrochen. Er konnte nicht mehr arbeiten. Er lebte noch kaum ein Jahr — und in derselben Woche, wo er gestorben war, zog er auch seine Frau nach sich. Vielleicht ist, so lange L. steht, keine Leiche so feierlich und unter so großem Zulaufe des Volks aus der ganzen Umgegend weit und breit beerdigt worden, als die Lobe's und seiner Frau. Gegen 4000 Parteigenossen waren herbeigekommen, um des theueren Freundes Leiche zur Ruhe zu bringen. Reden durften nicht gehalten werden. Ein Polizeibeamter aus Leipzig, ein ehemaliger Stellmachergesell, hatte sich an die offene Gruft mit vier Landgendarmen postirt — und kein Wörtchen durfte Lobe nachgerufen werden. Die Erbitterung der großen Masse war mächtig, denn ohne es noch hindern zu können, ertönte plötzlich ein allgemeiner Gesang. Ich habe nicht erfahren können, welches Lied man so brausend und ergreifend gesungen. —

Für Lobe's Kind wurde gesorgt. Radtke wurde kurz darauf verhaftet und des Wuchers angeklagt. Das Urtheil brachte in 49 Fällen 10 Jahre Zuchthaus. Er trat aber die Strafe nicht an, denn in der Untersuchungszelle machte er seinem Leben durch Erhängen ein Ende. Ich wurde von der Geschichte derartig ergriffen, daß ich selbst länger erkrankte. Ungerechterweise hatten mir meine Vorgesetzten über die Führung des Falles Lobe Vorwürfe gemacht, dies natürlich nur, um ihre eigene Leichtfertigkeit abzuleugnen. Ich „bat und erhielt den Abschied!"

— — — Der Direktor schwieg; es trat eine lange Pause ein. — Die Zuhörer waren von der Geschichte sehr ergriffen und Einer nach dem Anderen ging langsam von dannen. — — — — — — —

Es war schon Mitternacht geworden, als ich mein Lager aufsuchte. Ich hatte eine schlaflose Nacht. Das traurige Geschick dieses Lobe beschäftigte mich unaufhörlich. Ehe ich L. verließ, erwachte der Plan, diese Geschichte niederzuschreiben. Du aber, lieber Genosse, mögest darüber urtheilen, ob ich Recht gethan, diese Erlebnisse in die Oeffentlichkeit zu bringen.

Extra bemerkt ist fernerhin, daß die Ueberstunden vergütet werden; dieses scheint dort also nicht selbstverständlich zu sein.

Zu den gesetzlichen (protestantischen) Feiertagen sind noch eine Anzahl katholischer und die Jahrmarktstage hinzugefügt worden, so daß deren Zahl ungefähr 25 beträgt, welche sämmtlich abgezogen werden.

Die Maschinen und die Arbeiteräume müssen jeden Abend nach Feierabend unentgeltlich geputzt werden (von wem? D. Red.), außerdem müssen die Arbeiterinnen die Räume von Zeit zu Zeit unentgeltlich scheuern.

Die Strafen werden von den Prinzipalen willkürlich festgesetzt und haben durch die Fabrikordnung nur die eine Einschränkung, daß die Vergehen mit Verlust des halben, die Verbrechen (? D. Red.) dagegen mit Verlust des ganzen Taglohns bestraft werden können. Die Strafbestimmungen sind überhaupt so allgemein gehalten, daß man schließlich Alles bestrafen könnte, ohne dagegen zu verstoßen. So wurde einst ein Arbeiter mit 20 Pfennig bestraft, weil er zum Abwaschen des Anschmierblechs zu viel Wasser verbraucht hatte; Betreffender verdient pro Woche 4,80 Mark ohne Kost und Logis.

Unter den Paragraphen, nach welchen durch Verlust des ganzen Taglohns gestraft wird, befindet sich auch folgender:

„§ 9. Die Bedürfnisse sind nur an den dazu bestimmten Orten zu verrichten."

Außer diesem befindet sich an der Thüre der Buchbinderei noch eine Tafel mit der Inschrift: „Wer den § 9 des Statuts verletzt, erhält Strafe." Dabei sind aber für die Buchbinderei — ungefähr 40 Personen beiderlei Geschlechts — nur zwei Aborte vorhanden.

Zuspätkommen, Plaudern, Rauchen u. s. w. wird auch bestraft.

Im Sommer war es verboten, die mittleren Fensterflügel zu öffnen, trotzdem die Hitze noch durch die mit Dampf geheizten Leimkessel vermehrt wird.

Ein Kollege wurde mit 12 Mark Lohn eingestellt; nachdem er ein Vierteljahr dort war, gab ihm der eine Prinzipal am Zahltag (Freitag) Zulage und Dienstag darauf warf ihn der andere hinaus mit der Motivirung, daß er für das Geld nicht genügend verdiene. Die Zulage wird nach dortigem Brauch 60 oder 30 Pfennig pro Woche betragen haben.

Unter Anderem ist es auch vorgekommen, daß Arbeiter unter 14 Jahren länger als sechs Stunden täglich beschäftigt wurden, doch liegt dieses mehr an den Eltern als an den Prinzipalen.

Man sollte nun meinen, daß bei einer solchen Lage die Arbeiter sich verbinden würden, aber weit gefehlt; vielmehr verklatschen sie sich noch gegenseitig, wie die Spitznamen Klatsch, Peter, Schmuser u. s. w. beweisen.

Die Zahl der Maschinen beträgt in der Buchbinderei 26, die Arbeitszeit ist von 6 bis 6 Uhr, eine Stunde Mittag und je eine halbe Stunde Frühstücks- und Vesperpause.

Von den Löhnen will ich nur noch anführen: Den höchsten Lohn hat der erste Marmorirer und Vergolder und beträgt dieser Lohn 20 Mark; Betreffender ist 26 Jahre im Geschäft. Sodann kommen 14 verheirathete Arbeiter (Buchbinder, Liniirer) mit 16,80 bis 19 Mark, die Mehrzahl hat jedoch den ersteren Lohn; 12 Arbeiter verdienen je 6 bis 10,80 Mark, 12 unter 6 Mark. 18 Arbeiterinnen verdienen je 4,20 bis 9,60 Mark; jedoch hat die Mehrzahl weniger als 5 Mark.

Rundschau.

* Die Goldschläger Stuttgarts und Cannstatts waren in Folge Lohnreduktion in einen Abwehrstreik eingetreten, welcher aber durch gütliche Uebereinkunft bei den Firmen H. Luithlen Nachfolger in Stuttgart und Lang und Müller in Cannstatt beendigt wurde.

* In Berlin wurde bei einer Firma eine Rentierstochter, welche die Dame des Hauses zeitweise an der Kasse zu vertreten hatte, bei einem Diebstahl ertappt, aus Rücksicht auf die feine Familie des Fräulein B. nahm der Chef von einer Anzeige Abstand, entließ aber dafür den Hausdiener, der nahe an der Kasse packte, sofort mit der originellen Begründung: „Sie hätten besser aufpassen müssen, dann hätten diese Unannehmlichkeiten vermieden werden können." — Also der unschuldige Hausdiener muß für das Vergehen des „feinen" Fräuleins büßen. Das ist ein wunderbares Gerechtigkeitsgefühl des Geschäftsinhabers.

* In Stuttgart kommen die bürgerlichen Kollegien aus den Berathungen über die Schaffung eines städtischen Arbeitsamtes nicht mehr heraus. Dagegen ist in Eßlingen bei Stuttgart die Einführung eines städtischen Arbeitsamtes, verbunden mit unentgeltlichem Arbeitsnachweis beschlossen worden.

* Bei der Gewerbegerichtswahl in Frankfurt a. M. sind die von den Innungen als zur Wahl empfohlenen Arbeitgeber mit 991 Stimmen gewählt worden; die sozialdemokratische Liste erhielt 594 Stimmen. Die „Partei der Unparteiischen", auch „Zopfbrüder" genannt, hatte seither immer lamentirt über das „Parteigericht", weil nämlich die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeisitzer bis jetzt der sozialdemokratischen Partei angehörten. Nun jetzt Innungsanhänger mit sozialdemokratischen Arbeitnehmerbeisitzern (letztere wurden mit 2221 Stimmen gewählt, eine Gegenliste war nicht aufgestellt) zu rathen und zu thaten haben, so wird von einem „Parteigericht" wohl nicht mehr in der „Partei der Unparteiischen" gesprochen werden.

* Noth und Elend auf der einen Seite, grenzenloser Luxus auf der anderen, das sind täglich zu beobachtende Erscheinungen. — In Königsberg sind 6353 Arbeitslose gezählt worden, wovon nur 137 Arbeit erhielten. Die übrigen hungern einstweilen weiter. — In Berlin hat der Fürst und die Fürstin Fürstenberg kürzlich für ein Diner, zu dem die ersten Kreise der Gesellschaft geladen waren, eine Tafeldekoration arrangirt, welche von ungeheurem Luxus zeugt. Außer dem kolossalen Reichthum an Gold- und Silber-Schaugeräthen war die Tafel mit den ausgesuchtesten Exemplaren rother Rosen und rother Nelken dekorirt. Von silbernen Leuchtern, deren je einer, abgesehen von den schweren massiven Kandelabern, vor dem Platze eines jeden Tischgastes stand, zogen sich um die große Tafel herum Guirlanden rother Rosen, aus welchen auch die Tischbouquets zusammengesetzt waren. Der Preis, welchen die Blumen bei diesem einen Diner repräsentirten, wird auf ca. 1400 Mk. geschätzt.

* Ueber den Stand der Verpflegungsstationen in Deutschland berichtet das „Sozialpolitische Zentralblatt": Der Gesammtverband deutscher Verpflegungsstationen hielt am 23. Febr. im Herrenhause zu Berlin unter Vorsitz des Oberpräsidenten Studt-Münster seine Jahresversammlung ab. Aus dem Ministerium des Innern war ein Kommissar entsandt. Die Delegirten erstatteten zunächst Bericht über den Gang der Stationsfache in ihren Bezirken. Danach bestanden in Bayern 1893 303 Naturalverpflegungsstationen, darunter 193 mit Arbeitsleistung; unterstützt wurden 674000 Personen mit 284000 Mk. Kosten. Das vollständige Stationsnetz Badens umfaßt 75 Stationen, in denen 121000 Personen mit 55600 Mk. verpflegt wurden. In Braunschweig ist der Stand der Stationen unverändert geblieben, dasselbe gilt von den hohen Kosten. In Hessen-Nassau ist die Zahl um ein Viertel, die Zahl der Gäste um ein Drittel gegen das Vorjahr gestiegen. In Mecklenburg-Strelitz bestehen 6 Stationen, seit Juli v. J. ist ein Rückgang in der Zahl der Gäste eingetreten in Folge verschärfter Maßnahmen. In Brandenburg ist die Zahl der Stationen auch im letzten Jahre erheblich zurückgegangen, seit dem 1. April 1893 sind 21 Stationen geschlossen worden, so daß zur Zeit nur noch 105 Stationen in der Provinz bestehen. Die Kosten haben sich trotzdem von 228000 auf 262000 Mark erhöht. In Posen bestehen noch etwa 20 Stationen ohne Arbeitsleistung. Im ostthüringischen Verbande bestehen 32 Stationen mit 118000 Gästen und 88000 Mk. Kosten im letzten Jahre. Die Versammlung beschäftigte sich sodann mit Abänderungen der Wander- und Arbeitsordnung. Vom Verband Hessen-Nassau lag der Antrag vor, die Bundesregierungen um Beschleunigung der gesetzlichen Regelung des Verpflegungswesens zu ersuchen. Auch die Frage einheitlicher statistischer Aufnahmen war der Versammlung unterbreitet. Diese offiziellen Mittheilungen beweisen, daß die „Fürsorge" für die Arbeitslosen auf der Landstraße nahe am Ende ihrer Mittel ist und daß man auch hier allmälig einsieht, wie der Staat als Vertreter der ganzen Gesellschaft eingreifen muß, wenn auch nur eine sichere Linderung der Noth eingreifen soll.

* Der Parteitag der österreichischen Sozialdemokratie wird am 25. März d. J. in Wien seinen Anfang nehmen, und werden die Verhandlungen voraussichtlich eine volle Woche beanspruchen. Als vorläufige Tagesordnung ist vorgesehen: 1. Parteibericht. 2. Organisation. 3. Das allgemeine Wahlrecht und der Generalstreik. 4. Der Achtstundentag und die Maifeier. 5. Der Arbeiterschutz und das Parlament; a) Reform der Gewerbeordnung, b) Ausdehnung der Unfallversicherung, c) die Bruderladen. 6. Die Parteipresse. 7. Neuwahl der Parteivertretung. 8. Sonstige Parteiangelegenheiten.

* Streiks in Oesterreich. In Wien ist von Neuem ein Bildhauerstreik ausgebrochen, da ein Fabrikant die bewilligte achtstündige Arbeitszeit durch Ueberstunden zu durchbrechen suchte. — In Bozen beabsichtigen die Kleidermacher in kurzer Zeit in eine Lohnbewegung einzutreten, und zwar für die Abschaffung der Stückarbeit und den zehnstündigen Arbeitstag. — In der mechanischen Weberei in Nachod wurden 18 Arbeiter und Arbeiterinnen gemaßregelt, weil sie Mitglieder des Arbeiter-Bildungsvereins sind; darauf legten sämmtliche Arbeiter, 400 an der Zahl, die Arbeit nieder. — Der Streik der Gießer und Former bei Weipert und Söhne in Stockerau dauert noch fort.

* Der schweizerische Metallarbeiterverband beruft auf den 24. März nach Bern einen Delegirtentag ein, auf dessen Tagesordnung u. A. stehen: Der gesetzliche Zehnstundentag in der Schweiz, Verkürzung der Arbeitszeit, Minimallohn und Regulirung des Akkordwesens durch Tarife, Vertretung der Metallarbeiter im schweizerischen Arbeitersekretariat 2c.

* In Kopenhagen befinden sich die Schuhmacher in einer Lohnbewegung.

* In Amerika ist ein großer Weberstreik ausgebrochen. Dem „Hamb. Echo" ging hierüber aus Lawrence, Mass. (Nordamerika), folgender Bericht im Auftrage der deutschen Weber-Union Nr. 2 zu, welchen sämmtliche arbeiterfreundlichen Blätter abdrucken sollen:

Die Arbeiter der Washington Mills traten am 12. Februar d. J. in einen Streik, wobei sich sämmtliche Arbeiter betheiligten. Die Zahl beträgt über 3000. Ausgeschlossen haben sich nur die Direktoren, Werkführer 2c. Die Stuhlmeister, Waarenschauer, sowie sämmtliche kleinere Beamte der Fabrik haben sich mit den Arbeitern solidarisch erklärt. Die Ursachen des Streiks sind folgende: Ende August 1893 wurden sämmtliche Fabriken der Weberbranche in ganz Nordamerika geschlossen, die Kapitalisten gaben als Grund an, die Silberfrage sei Schuld. Daß dies nur Spiegelfechterei war, sind sich die organisirten Arbeiter sofort bewußt gewesen, die wahren Absichten der Fabrikanten zeigten sich denn auch sehr bald.

Nachdem die Fabriken überall 6 Wochen geschlossen gewesen, wurde der Betrieb in den meisten wieder aufgenommen, jedoch so, daß blos die Hälfte in Betrieb gesetzt wurde, sodaß sich noch 10000 Arbeiter hier in Lawrence außer Arbeit befanden. Die anderen 10000 Arbeiter waren die Glücklichen, sie konnten die Arbeit wieder aufnehmen, mußten sich aber eine allgemeine Lohnreduktion von 20 bis 40 Prozent gefallen lassen. An einen Streik war nicht zu denken (das wußten unsere Bluthunde wohl), denn die Arbeiter waren meistens ausgehungert, der andere Theil war stark in Schulden. Auch wußten diese Briganten ganz genau, daß der Winter vor der Thür stand und dieser tritt hier härter auf als in Deutschland; auch ist die Feuerung viel theurer als dort.

Unter den 10000 Arbeitern befanden sich Viele, welche 4 bis 5 Monate außer Arbeit waren, Viele sind bis jetzt noch unbeschäftigt. Die Fabriken kamen wohl in vollen Betrieb, doch die Masse der Arbeitslosen konnte deshalb keine Arbeit finden, weil in mancher Fabrik, wo der Weber früher einen Stuhl hatte, jetzt deren zwei, die zwei hatten 3 und 4, jetzt sogar 5 Stühle zu bedienen hatten.

In den hiesigen Kattunfabriken haben die Arbeiter 6 bis 8 Stühle, bei einem Verdienst von 3 bis 4 Dollars (12 bis 16 Mk.) pro Woche. In den Wollenwebereien ist der Lohn so berechnet, daß die Arbeiter, welche flink sind (dies sind die Jüngeren), durchschnittlich 4 bis 6 Dollar pro Woche verdienen. Die Arbeitszeit beträgt 58 Stunden pro Woche.

Am 8. Februar d. J. wurden wir Arbeiter der Washington Mills abermals mit einer Lohnreduktion von 10 bis 15 Prozent beglückwünscht; diese Reduktion sollte am 12. Februar (gesetzlich muß es 14 Tage vorher angekündigt werden) in Kraft treten. Sämmtliche Arbeiter hielten hierauf am 8. Februar Versammlung, um über die neue Reduktion Stellung zu nehmen. Jede Nation hielt Versammlung für sich, doch alle waren einig, um keinen Preis die neue Lohnreduktion anzunehmen. Was unsere Landsleute betrifft, will ich bemerken, daß ca. 700 bis 800 Deutsche in dieser Fabrik arbeiten.

Ein Komite, welches mit den Leitern der Firma verhandelte, hatte keinen Erfolg, sondern wurde mit höhnenden Worten entlassen. Die Kapitalisten gaben als Grund für die abermalige Reduktion an, die Wilson Bill (d. h. der Freizoll, welcher noch gar nicht genehmigt ist und auch am 1. Dezember 1894 erst in Kraft treten kann) sei der Grund.

Wir hielten am 9. Februar abermals Versammlungen ab, um den Bericht des Komites zu hören; da selbiges aber keinen Erfolg erzielt hatte, beschlossen sämmtliche Arbeiter, die Arbeit am 12. Februar nicht wieder anzutreten.

Wir befinden uns nun im Streik, wir sind auch überzeugt, daß der Kampf ein harter werden wird, doch die Parole sämmtlicher Arbeiter: Lieber bald, als langsam in der Fabrik zu verhungern — giebt uns den Muth, unsere ganze Kraft, ja selbst unser Leben für die gerechte Sache hinzugeben. Hervorgehoben muß werden, daß die Lebenshaltung hier viel theurer ist, als in Deutschland. Ein lediger Arbeiter zahlt 3 bis 4 Dollars Kostgeld die Woche, die Kleidung ist sehr theuer. Die Lage der Verheiratheten ist nicht besser. Eine Wohnung für eine Familie mit zwei, drei und mehr Kindern kostet 6 bis 8 Dollar pro Monat, 3 bis 4 Dollar muß für Feuerung ausgegeben werden; der Arbeiter verdient aber nur 16 bis 20 Dollars monatlich. Hinzugefügt sei noch, daß die deutsche Weber-Union, über 500 Mitglieder stark, auf streng sozialdemokratischem Standpunkt steht. Mögen die deutschen Genossen aller Branchen, besonders aber die Weber, gewarnt sein, nach Amerika zu kommen. Die Adresse ist: Deutsche Weber-Union Nr. 2, Lawrence, Mass., Nordamerika, Matthes-Halle, Hall Street.

Literarisches.

„Die Neue Zeit", Revue des geistigen und öffentlichen Lebens (Stuttgart, J. H. W. Dietz' Verlag), erscheint in wöchentlichen Heften à 20 Pfg. (pro Quartal 2,50 Mk.) und ist durch alle Buchhandlungen und Kolporteure zu beziehen. Erschienen ist Heft 23.

„Der Sozialdemokrat", Wochenblatt der sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Expedition in Berlin SW., Beuth-Straße 2). Zu beziehen durch alle Zeitungsspediteure. Unter Kreuzband für Februar-März 1 Mark. Erschienen ist Nr. 5.

„Sozialpolitisches Zentralblatt." (Herausgegeben von Dr. Heinrich Braun, Verlag von Carl Heymann, Berlin W., Maurerstr. 44.) Jeden Montag erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Preis vierteljährlich 2 Mk. 50 Pf., Einzelnummer 20 Pf. Erschienen ist Nr. 23.

Von der **„Gleichheit"**, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen (Stuttgart, J. H. W. Dietz' Verlag) ist uns Nr. 5 des 4. Jahrgangs zugegangen. — Die „Gleichheit" erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pf.; durch die Post bezogen vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. — Inseratenpreis die zweigespaltene Petitzeile 20 Pfg.

„Die Wohlfahrt", Zeitschrift für volksthümliche Heilweise und soziale Gesundheitspflege. Verlag von Josef Beranek, Reichenberg, Böhmen, Friedländerstraße 12. Abonnementspreis pro Jahr 1,50 Gulden = 3 Mark. Einzelne Hefte 15 Kreuzer.

Soeben erschien das 2. Heft des ersten Jahrgangs. Dasselbe weist folgenden Inhalt auf: Ursprung, Wesen und Heilung der Krankheiten, von Dr. med. F. Landmann. — Gesundheitspflege im Arbeiterheim, von Klara Muche. — Welchen Einfluß haben Arbeit, Bewegung und Ruhe auf unsere Gesundheit, von Hermann Wolf (Fortsetzung). — Gesichtsausdruckskunde, von G. A. Roller. — Die Wahl der Nahrungsmittel nach der Konstitution, von K. Wiesenthal. — Die Frau als Arbeiterin und die in ihrem Beruf erworbenen Krankheiten, von A. Telesphor. — Rundschau. — Vereinsnachrichten. — Mannigfaltiges. — Bücherschau. — Anzeigen.

„Die Zeitschwingen", Monatsschrift für Volksbildung, Aufklärung und Unterhaltung. Verlag von J. Beranek, Reichenberg, Böhmen, Friedländerstr. 12. Preis pro Heft 40 Heller = 40 Pfennig.

Soeben erschien das 2. Heft, 5. Jahrgang. Inhalt: Freiheit, Gedicht. — Der Fortschritt in der Geschichte. Von N. Mogilewski. I. — Was ist Volksbildung? Von Otto Lichtmann. II. — Die Kunst zur Zeit der französischen Revolution. Von Fritz Hansen. — Zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Von A. Behr. II. — Eine neue soziale Utopie. Von Moritz Köhler, Leipzig. II. — Feuilleton: Das eigene Ich! Gedicht. — Moderne Schattenbilder. Soziale Studien von Edmund Schröpel. — Neues aus dem Gebiete der Wissenschaft. — Literatur.

Volks-Lexikon. Nachschlagebuch für sämmtliche Wissensweige mit besonderer Berücksichtigung der Arbeitergesetzgebung, Gesundheitspflege, Handelswissenschaften, Sozialpolitik. Nebst Generalregister. Unter Mitwirkung von Fachschriftstellern. Herausgegeben von Emanuel Wurm. Nürnberg, Verlag von Wörlein & Comp., ca. 60 Hefte à 3 Bogen. Preis 20 Pfennig.

Soeben erschien Heft 1, aus dessen reichem Inhalt (ca. 1000 Stichworte) wir die Artikel Aberglaube, Abessinien, Abstimmung, Abzahlungsgeschäfte, Acht, Adel (Deutscher) hervorheben. — Alle 14 Tage erscheint ein Heft.

Abänderungen im Adressenverzeichniß.

Abänderungen in den Adressen der Mitgliedschaften.

Altenburg: Berthold Hirschfeld, Wenzelstr. 5 II, bei A. Stölzel.

Freiburg i. Br.: Karl Hornickel, Merianstr. 15 III.

Abänderung im Verzeichniß der Reise-Unterstützungs-Auszahler.

Dortmund. Z.A. Ernst Seyfarth, Lütgebrückstr. 12. Von 12—1 und 7—8 Uhr, Sonntags von 12—1 Uhr. Umschauen nicht gestattet.

Erlangen. H. „Zur Morgenluft", Cedernstraße.

Sprottau in Schlesien ist zu streichen.

Zentral-Kranken- u. Begräbnißkasse der Buchbinder u. verw. Geschäftszweige.

[89 [1.70

Verwaltungsstelle München.

Am 26. Februar 1894 verschied nach langem Leiden unser Mitglied

Maximilian Gebhardt

im Alter von 16 Jahren 10 Monaten in Folge einer Lungenkrankheit.

Die Ortsverwaltung.

Mitgliedschaft Stuttgart.

Samstag den 10. März, Abends 1/2 9 Uhr

Versammlung

im Gasthof zum **Hirsch**, großer Saal.

90] Tagesordnung: [1.90

1. Bericht aus der Gewerkschaftskommission.
2. Antrag Dortmunds betreffs Abänderung des § 32 Abs. 4 des Verbandsstatuts.
3. Fragekasten. — Verschiedenes.

Der Vorstand.

Sonntag den 18. März, Vormittags 10 Uhr, findet im Gasthaus zum Hirsch eine Vertrauensmänner-Versammlung statt. Vollzähliges Erscheinen ist unbedingt nothwendig. **D. O.**

Fachverein Leipzig.

91] **(Arbeiter u. Arbeiterinnen.)** [1.10

Sonnabend den 17. März, Abends 1/2 9 Uhr, im „Universitätskeller", Ritterstr. 7 I

Vereinsversammlung.

Tagesordnung: Vortrag von Herrn Zimmermann über „Moderne Opfer".

Der Vorstand.

Gerade Titel drucken Sie

sicher mit den alten bewährten Schriftkästen, welche die bekannte Firma **F. Klement-Leipzig** fertigt. [1.00

Stadt Hannover, Leipzig, Seeburgstrasse.

Empfehle 93]

Guten bürgerlichen **Mittagstisch** zu . . 40 Pf.
Allabendlich **frischen Stamm** von . . 30 Pf. an.
Echt Culmbacher, à Glas . . . . 15 Pf.
ff. Crostitzer Lagerbier, 2 Glas . . 25 Pf.

Gesellschaftszimmer, kleiner Saal zu Versammlungen. [2.20

Hochachtungsvoll **W. Spless.**

Lehranstalt
für
Hand- & Pressvergoldung etc.
Ausbildung
in allen Fächern
der Buchbinderei. Prospekt d. gen.
A. Kullmann, Glauchau (Sachsen).

Im Verlage von C. Schremmel in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: 95] [2.00

Illustrirtes Familienbuch der Naturheilkunde

mit besonderer Berücksichtigung der öffentlichen Hygiene

von **Ludwig Rexhäuser.**

Erscheint in zirka 35 Lieferungen à 20 Pfennig.

Herausgegeben vom Verband durch A. Dietrich, Stuttgart. — Verantwortlicher Redakteur: A. Dietrich, Heusteigstraße 36. — Druck von J. H. W. Dietz, Stuttgart.